Der Onkel aus Indien.

Sensations-Roman von Pierre Saales.

(9. Fortsetzung.)

„Er liebte dieses Schnäpslein nicht minder, der gute Farades," entgegnete Jacques.

„Ach ja," seufzte Husband, „er will nicht wieder zu uns kommen, zu seinen alten Freunden;" er wandte sich an Paul, „ja, er war mein guter Freund und hatte keine Geheimnisse für mich."

„Das beweist jedenfalls, daß er Sie liebte," entgegnete Paul, „denn mir scheint, der arme Mann war mit den meisten Menschen nicht sehr offen."

„Nicht offen?...... Vielleicht mit seinen Kunden und Konkurrenten, aber mit seinen Freunden war er ganz vertraulich. Freilich hat niemals irgend ein Mensch erfahren können, was er mit seinem Gelde machte."

„Er hatte offenbar ein großes Vermögen angehäuft," sagte Jacques.

„Hat er mit Ihnen darüber gesprochen?"

„Er sagte mir, er habe drei- bis vierhundert Tausend Francs erübrigt."

„Seht doch den alten Schelm," rief Husband, „nicht drei Tausend, nicht vier Tausend, es waren........, aber ich soll ja das Geheimniß nicht verrathen, ob sich der Alte nun in Calcutta oder in Paris aufhält; die Diskretion ist die erste Eigenschaft eines guten Hoteliers."

Im gleichen Augenblick, als er das Wort Hotelier aussprach, goß ihm Jacques das fünfte Glas voll Branntwein.

„Nein, nein, es ist genug," lallte Husband.

„Was, Teufel," rief Jacques, „wir müssen doch zusammen anstoßen, denn wir haben selbst noch keinen Tropfen getrunken."

Als Husband auch noch dieses Glas geleert hatte, stemmte er die Ellenbogen auf den Tisch, drückte beide Fäuste auf die Wangen und begann zu lachen und zu plaudern.

„Ich sage Ihnen, es war eine runde Million, meine Herren, dreihundert Tausend Francs betrug nur seine letzte Anlage. Ah; der pfiffige alte Schelm!"

Die beiden Freunde blickten auf, und Jacques entgegnete kaltblütig:

„Er hat mir nur von dreihundertfünfzig Tausend Francs gesprochen; er hat sie in französischen Renten angelegt, sowie in Northern und Metropolitan Railways."

„Ganz richtig," bestätigte Husband, „das Uebrige hat er allmälig deponirt. Aber dem alten Geheimnißkrämer fiel es nicht ein, zu verrathen, bei wem er sein Geld untergebracht hatte; nicht einmal mir hat er es vertrauen wollen, aber ich habe es trotzdem erfahren."

„Es wundert mich," versetzte Jacques, „daß er Ihnen etwas verschweigen konnte, was er mir doch erzählte."

„Wie? So hat er Ihnen davon gesprochen?"

„Mehr wie ein einzig Mal. Aber er hat mich vielleicht irre führen wollen."

„Das sieht ihm ähnlich."

„Ich bin sogar," fuhr Jacques vorsichtig fort, „viel näher in diese Sache verwickelt, als Sie glauben, denn bei unserer Abreise hat mir Jean Farades einen Auftrag für seinen hiesigen Korrespondenten mitgegeben. Nur hat er dabei vergessen, mir dessen Adresse mitzutheilen. Ich weiß, daß er mir früher von ihm gesprochen hatte, doch habe ich vergessen........."

Hier führte Husband plötzlich einen derben Faustschlag auf den Tisch:

„Daran erkenne ich den alten Freund Farades!" rief er aus. „Ist es eine wichtige Sache?"

„Es sind nur einige Gelder zu erheben. Er hat mir einfach geschrieben: ‚Besuchen Sie meinen Korrespondenten in Calcutta; er soll Ihnen mein Guthaben begleichen; ich sandte ihm die Ordre mit der heutigen Post.' Ich werde, um ihn aufzufinden, mindestens zwei Tage verlieren, denn ich kenne weder den genannten Namen noch die Adresse."

„Beruhigen Sie sich," versetzte Husband, „Sie sollen keine Stunde Zeit verlieren."

„So kennen Sie ihn?"

„Den Namen kenne ich nicht, dagegen die Adresse. Kommen Sie, Sie sind doch mit dem Essen fertig?"

„Wir sind bereit."

Kurze Zeit darauf verließ Mr. Husband, von den Freunden in ihre Mitte genommen, den Gasthof.

Jacques hatte die Unterhaltung so geführt, daß der Engländer nicht den geringsten Verdacht schöpfen konnte.

Die Freunde waren glücklich, daß ihnen ihre List so leicht gelungen war, und daß die Kunde von Jean Farades' Tod noch nicht bis nach Calcutta gedrungen war.

Es giebt in Calcutta wie in London ein Stadtviertel, in welchem sich ausschließlich die Geschäftshäuser befinden, dort werden Jahr aus Jahr ein die ungeheuersten Schätze an indischen Waaren abgelagert.

In diesen Stadttheil führte Husband seine Gäste. Die Straßen waren sehr ruhig und Niemand beachtete die drei Männer.

Nach einiger Zeit begann der Gastwirth mit zufriedener Miene:

„Es war eine Nacht just wie diese, in der ich hinter das Geheimniß kam. Ich hatte in froher Stimmung mit ihm getafelt. Da sagte er so gegen zehn Uhr zu mir: „Ich will ein wenig spazieren gehen." Das schien mir nicht ganz geheuer, besonders als ich ihn in seinem Zimmer einen Sack ergreifen sah, den er sorgsam unter seinen Rock versteckte. Ich folgte ihm unbemerkt. Er wandte seine Schritte diesem Stadttheil zu und blieb dann vor einem großen Gebäude stehen, in welchem eine größere Anzahl Bureaus vereinigt sind. Hier ist das Haus."

Husband blieb in der That vor einem größeren Gebäude stehen.

„Auf welcher Etage wohnt aber der Korrespondent von Jean Farades?" frug Jacques.

„Das weiß ich allerdings nicht mehr genau zu sagen. Es ist so lange her. Dann kam ich damals auch von einer Mahlzeit; es war nicht zu ebener Erde, das ist das Einzige, was ich mit Bestimmtheit behaupten kann."

Jacques notirte sich Straße und Nummer.

„Wir werden morgen weitersehen," sagte er.

Plötzlich wies Husband auf ein Fenster.

„Halt, sehen Sie jenes Fenster, welches hell erleuchtet ist?"

Wirklich hob sich ein erleuchtetes Fenster von der dunklen Wand des Hauses ab.

„Wissen Sie genau, daß Sie sich nicht irren?" fragte Jacques.

„Auf Ehre, ich erinnere mich jetzt ganz genau, als ob es gestern erst gewesen wäre: Farades trat in das Haus; ich sah nach kurzer Zeit seine Umrisse an diesem Fenster erscheinen; er zählte Geld auf einen großen Tisch; ich habe durch das Fenster alles deutlich unterscheiden können."

„Gut," sagte Jacques, „das genügt mir; morgen will ich meinen Mann schon finden, doch ist es Zeit, daß wir uns schlafen legen."

Zwar äußerte Husband in seiner weinseligen Stimmung den Wunsch, den Spaziergang bis zum nächsten Morgen auszudehnen, doch wurde er von den Freunden veranlaßt, mit nach Hause zu gehen.

Als sie sich seiner entledigt hatten, fragte Jaques seinen Freund:

„Hast Du schon Lust, Dich schlafen zu legen?"

„Nicht im geringsten. Und Du?"

„Ich könnte noch die ganze Nacht wach bleiben."

„Ich vermuthe nicht, um hübschen Hindumädchen den Hof zu machen."

„Gehen wir an das Haus zurück."

Eiligst begaben sie sich wieder vor das Haus, welches ihnen Husband kurz zuvor gezeigt hatte.

Das Fenster, auf welches er gedeutet hatte, war noch immer hell erleuchtet.

„Daß ein Engländer hier in Indien in tiefer Nacht noch arbeitet, muß nothwendiger Weise Verdacht erregen," erklärte Jacques, währenddem sie sich dem Hause näherten.

„Wie sollen wir nun hineinkommen," versetzte Paul. „Das Haus scheint von einem Portier bewacht, der die Schnur nicht mit der gleichen Leichtigkeit handhaben wird, als wir es in Paris gewöhnt sind."

„Stelle Dich gegen die Mauer," entgegnete Jacques.

„Zu welchem Zweck?"

„Du sollst mir als Leiter dienen, da oben ist ein Schild, dessen Inschrift mir lesenswerth scheint."

Paul lehnte sich an die Mauer, und Jacques kletterte mit Leichtigkeit auf seine Schultern.

Kaum war er oben, als er sagte:

„Ich dachte es wohl."

„Hast Du gelesen?"

SMITHWORK & COMPANY,
Limited
GENERAL MERCHANTS.

Er sprang behend zur Erde nieder.

„Da haben wir wieder die gleiche Firma. Ersetze Smithwork durch Klimpson, so hast Du den Schild unseres Engländers in Paris."

„So existirt denn dieser Smithwork wirklich?"

„Er war der Correspondent von Farades."

„Möglich; doch wer beweist Dir, daß jener Mann, der dort oben noch schreibt, gerade Smithwork ist?"

„Wir werden bald Gewißheit darüber haben."

Die Häuser des Geschäftsviertels von Calcutta sind regelmäßig nach europäischer Weise erbaut, ein Portier übernimmt die Sorge für den Hauseingang, an welchem statt der Klingelschnur nach englischer Sitte ein Hammer angebracht ist.

Jacques hob den Hammer, welcher mit dumpfem Schlag zurückfiel.

Sie hörten, wie über ihnen rasch ein Fenster zugeschlagen wurde, und vernahmen bald darauf Schritte im Hausgang.

„Das Fenster, welches soeben zugeschlagen wurde," sagte Jacques, „war ohne Zweifel das des nächtlichen Arbeiters. Ein Mensch, der sich vom leisesten Geräusch aufschrecken läßt, kann wahrlich kein gutes Gewissen haben."

Die Thür öffnete sich. Eine Frau zeigte sich und fragte:

„Was wünschen die Herren?"

Jacques trat vor und sagte:

„Ist Mr. Smithwork noch zu sprechen?"

„Mr. Smithwork ist nur den Tag über hier."

„Ah!...... Doch schien es uns, als wären soeben noch seine Fenster erleuchtet gewesen."

Die Frau ward verlegen.

„Nein, nein," sagte sie, „die Herren täuschen sich."

Jacques trat von dem Hauseingang zurück und spähte abermals nach dem Fenster, welches kurz vorher erleuchtet war. Er sah nichts mehr, als die große dunkle Façade des Hauses, welches sich scharf von dem tiefblauen Himmel abhob.

Alle Fenster waren dunkel; aber alle schimmerten in den glänzenden Strahlen des Mondes.

Als die jungen Leute sich entfernten, schloß die Frau eiligst die Thüre wieder und schob den schweren Riegel vor.

„Er wird es wohl gewesen sein," sagte Paul, als sie sich wieder allein sahen, „was sollen wir thun?"

„Da er höchst wahrscheinlich nicht dort oben übernachten wird, wollen wir warten, bis er herunterkommt. Stellen wir uns hier in den Schatten."

Sie hatten kaum eine Viertelstunde gewartet, als ein Mann aus dem Hause trat und auf die Stelle zuschritt, wo sich die beiden jungen Herren aufgestellt hatten. Es war ein feingekleideter Herr, dessen ganze Haltung an Klimpson erinnerte. Nur war er etwas dicker als dieser.

Als er an unseren Freunden vorübergeschritten war, folgten ihm diese in einiger Entfernung nach, fest entschlossen, ihm so weit wie möglich zu folgen.

Er zündete eine Cigarre an und lenkte seine Schritte nach dem belebten Stadtviertel.

„Um so besser!" sagte Jacques, „wir werden ihn um so unbemerkter im Auge behalten können."

Der Unbekannte schritt auf ein großes Restaurationslokal zu, welches der Sammelort aller Geschäftstreibenden Calcutta's war.

„Wenn er hineingeht, folgen wir ihm?" fragte Paul.

„Natürlich," wir bieten ihm womöglich ein Glas Bier an," entgegnete Jacques, der durch den bisherigen glücklichen Verlauf der ganzen Sache in bester Stimmung war, „wenn wir ihn zum Plaudern bringen könnten, wie den biederen Husband, so wären wir bald an unserem Ziel."

Der Unbekannte war in ein großes Restaurationslokal eingetreten.

Er stand noch inmitten des Saals, und seine Blicke schienen jemanden zu suchen, als Jacques und Paul an der Thüre erschienen. Sie glitten, ohne Aufsehen zu erregen, zwischen den Tischen durch und setzten sich in seine Nähe, ohne von ihm bemerkt zu werden.

In diesem Augenblicke näherten sich einige Gäste dem Unbekannten und einer derselben rief ihm zu:

„So kommen Sie doch auf unsere Seite, lieber Smithwork!"

Smithwork verbeugte sich und sagte, daß er auf Jemand warte.

Hierauf setzte er sich allein an einen Tisch.

Allmälig schien er ungeduldig zu werden. Er richtete seine Blicke beständig nach dem Eingang des Lokals. Seine Verfolger nahmen in aller Gemüthsruhe Backwerk und Erfrischungen zu sich.

Gegen elf Uhr erschien ein Mann im Saale, der sofort auf Smithwork zuging. Dieser lächelte und streckte dem Kommenden die Hand entgegen.

Der Andere setzte sich und bald war ein eifriges Gespräch im Gange, und zwar in jenem Gemisch von indischer und englischer Sprache, welche Jacques schon einmal in Verlegenheit gesetzt hatte.

Paul neigte sich vor und fragte:

„Verstehst Du, Jacques?"

„Es wird mir schwer," entgegnete dieser, „aber ich errathe, um was es sich handelt."

Bald zog der Engländer die Uhr:

„Halb zwölf Uhr," sagte er zu seinem Nachbar, „gehen wir!"

Die beiden Männer traten auf die Straße, und wieder ohne zu bemerken, daß sie so hartnäckig verfolgt wurden.

Sie durchkreuzten den europäischen Stadttheil und erreichten bald das Ufer des Ganges.

„Er wird uns in die gefährlichsten Vorstädte führen," raunte Jacques seinem Freunde zu.

„Du meinst in diejenigen, in welchen Du mit Fadejah zusammengetroffen bist?"

„Hast Du Deinen Revolver und Deine Dolche?"

„Ich halte sie für jeden Augenblick bereit."

Sie waren inmitten des indischen Viertels angekommen, wo man nur selten einem Europäer begegnet. Verschleierte Gestalten glitten den Mauern entlang.

Die Nacht war herrlich. Lau und sanft wehten die Lüfte, und herrlich strahlte der gestirnte Himmel herab. Ruhe umgab die dunklen Häuser und nur selten drang ein menschlicher Laut an das Ohr der nächtlichen Wanderer.

Am Ausgang der Stadt veränderten Smithwork und sein Begleiter auf einmal die Richtung. Sie verfolgten eine schmutzige Gasse, die an elenden Strohhütten vorüberführte.

„Ein englischer Geschäftsmann," flüsterte Jacques, „welcher die Nacht über arbeitet und das Licht auslöscht, wenn man ihn überrascht, der sich nächtlich in die gefährlichsten Theile der Stadt begiebt, anstatt sein Lager aufzusuchen — das kann kein ehrlicher Geschäftsmann sein......da halten sie wieder still."

Sie hatten die schmutzige Gasse verlassen und schritten über die freien Felder hin.

Vor einer niedrigen Hütte blieben sie stehen; Smithwork führte drei kaum hörbare Schläge gegen die Thüre.

„Das muß irgend eine Diebshöhle sein," murmelte Paul.

„Still!" flüsterte Jacques. „Kein Wort mehr."

Hatte Smithwork ein Geräusch vernommen? Er drehte sich plötzlich um und blickte scharf nach der Richtung, aus welcher die Laute der Fremden gedrungen waren. Diese bückten sich vorsichtig zur Erde nieder und erhoben sich erst wieder, als der Engländer sich scheinbar in voller Sicherheit glaubte.

Die Thüre der Hütte öffnete sich leise, Smithwork und sein Begleiter traten hinein.

„Da haben wir's," sagte Paul, „schließen die Burschen uns die Thüre vor der Nase zu; es ist doch ärgerlich."

„Pah," entgegnete Jacques, „wir schleichen uns heran, und werden schon eine Spalte finden, durch welche wir beobachten können, was in dieser verdächtigen Bude vorgenommen wird. Vorwärts!"

Bald waren sie am Ziel. Sie hörten noch nicht das leiseste Geräusch.

„Der Schuft hat uns am Ende gar vor den Eingang der Hölle geführt," sagte Paul lachend.

„Nein," antwortete Jacques, „wenn ich nicht irre, so haust in dieser Hütte ein alter Zauberer und Schlangenbändiger."

Sie machten kriechend die Runde um das Haus, und hörten bald den Laut gedämpfter Stimmen:

„Horch!" murmelte Paul.

„Horchen ohne zu sehen wird wenig nützen," versetzte Jacques.

„Die Wände sind nicht dick, aber ich bemerke nirgends eine Ritze; wie willst Du beobachten, was drinnen vorgeht?"

„Es ist ganz einfach; hilf mir nur auf!"

Paul krümmte seinen Rücken, und half dem Freund, sich auf den Dachstuhl zu schwingen. Bald sah Paul, wie er sich mit unendlicher Vorsicht vorstreckte und mit der Hand einige Bretter lockerte.

„Was siehst Du?" rief er ihm nach einiger Zeit hinauf.

Jacques beugte sich herab und antwortete:

„Da neben mir ist noch ein Balken, neben welchem man in das Innere der Hütte schauen kann; ich reiche Dir meine Hand, dann kannst Du zu mir heraufklettern."

Paul folgte unverzüglich dem Rath seines Freundes; nach wenigen Augenblicken lagen beide auf dem Dachstuhl und konnten mit Leichtigkeit überschauen, was unter ihnen in der Hütte vorging. Sie sahen einen ziemlich großen Raum, dessen Boden, von Strohmatten bedeckt, noch einen Fuß weit in die Erde eingegraben war. Der Engländer und sein Begleiter standen aufrecht vor einem Eingeborenen, welcher auf einem Kissen am Boden kauerte. An den Wänden hingen allerlei seltsame Gegenstände, Bogen und Lanzenspitzen, Knochentheile und all' das gewöhnliche Material, dessen sich die indischen Schlangenbändiger bedienen, um die leichtgläubige Menge zu täuschen.

„Ganz wie bei einer Kartenlegerin und Wahrsagerin in einem vierten Stock des Quartier Batignoles......" lachte Paul seinem Freunde zu.

„Es ist auch kaum etwas besseres," entgegnete dieser, „nur ist die Zahl jener Schwindler hier zu Lande weit größer als bei uns. Was aber diese indischen Gaukler besonders gefährlich macht, das ist ihre ausgebreitete Kenntniß der schrecklichsten Gifte, gegen welche sich nichts unternehmen läßt, da man ihre chemische Beschaffenheit noch nicht kennt."

„Gifte?" erwiderte Paul, „das ist es vielleicht gerade, was sich Smithwork hier verschaffen wollte."

Die Unterhaltung zwischen dem Indier und den Engländern wurde ziemlich lebhaft geführt.

Doch war es unmöglich, vom Dachstuhl aus ein Wort zu vernehmen; allein die Freunde sahen leicht, daß die Engländer etwas verlangten, was der Indier nicht herauszugeben geneigt schien.

Endlich, nach einer langen Unterredung, holte der Indier ein Fläschchen aus seinem Kleide hervor und zeigte es Smithwork hin.

Smithwork streckte die Hand darnach aus, doch der Indier zog sein Fläschchen schnell zurück und streckte seinerseits dem Engländer die offene Hand entgegen.

Von Neuem begann die Unterhaltung zwischen den drei Personen.

„Smithwork hält seine Finanzen zusammen", flüsterte Jacques, „er scheint ein guter Geschäftsmann zu sein."

Doch war es nicht der Kostenpunkt, welcher Smithwork beschäftigte, sondern er zögerte nur, den Inhalt des Fläschchens ohne nähere Prüfung zu erwerben.

„Ich muß die Wirkung sehen," sagte er zu seinem Begleiter in englischer Sprache.

Es war dies während der ganzen Unterredung der einzige Satz, den man oben verstehen konnte.

Plötzlich erhob sich der Indier und rief einen Namen. Sogleich kam ein Hündchen aus der Ecke wedelnd auf den Alten zu und legte sich zu dessen Füßen.

Smithwork legte zur Bezahlung des Hundes ein Geldstück auf den Tisch.

Hierauf ergriff der Alte eine Schaale und mengte aus dem Fläschchen einige Tropfen der Flüssigkeit in eine Brüh', welche er dem Hündchen hinstellte. Das Thier verschlang den ganzen Inhalt in kurzer Zeit. Nach einigen Augenblicken wurde das Thier von krampfhaften Zuckungen befallen, richtete sich steif in die Höhe und taumelte nach einer letzten Krise todt zur Seite nieder.

„Ein sehr genügender Beweis," murmelte Paul.

„Ich frage mich, für wen das niedliche Fläschchen bestimmt ist," versetzte Jacques.

Der Engländer hatte das Fläschchen an sich genommen und bezahlt. Kurz darauf trat er, von seinem Begleiter gefolgt, wieder aus der Hütte.

Jacques und Paul verhielten sich einen Augenblick ganz regungslos.

„Wo zum Teufel kann er jetzt hingehen?" flüsterte Paul.

Sie warteten, bis Smithwork in genügender Entfernung war, und sprangen darauf von ihrem Versteck herab. Sie folgten den Beiden wieder mit äußerster Vorsicht durch das enge, menschenleere Gäßchen, doch plötzlich war Smithwork verschwunden.

„Verflucht!" polterte Paul.

„Lassen wir ihn," entgegnete Jacques, „wir haben ohnehin schon viel erreicht. Wir kennen sein Bureau, das Cafe, das er besucht, wir wissen, daß er bei Schlangenbändigern vorspricht, um sich dort giftige Tränklein zu verschaffen, die er mit schwerem Gelde bezahlt; wir sind mithin schon bedeutend stärker als er."

„Wie sollen wir denn gegen ihn kämpfen?" bemerkte Paul, „zu welchen Zwecken kann es uns nützen, daß wir stärker sind, als er?"

„Wir werden bald seine intimsten Freunde sein!"

„Unmöglich!"

„Und zwar durch das einfachste Mittel von der Welt; das nämliche, das mir schon bei Klimpson die besten Dienste geleistet hat. Ich hoffe, Du hegst keinerlei Zweifel gegen die unbedingte Ehrenhaftigkeit des general Merchant Mr. Smithwork."

„Ich halte ihn für einen der gefährlichsten Schurken."

„Ich bin also im Recht, wenn ich ihn auf die gleiche Höhe stelle, wie seinen Correspondenten Klimpson. Uebrigens sind die Diebe — und dieser ist ohne Zweifel einer — die einfältigsten Dummköpfe, wenn man sie durch Verheißung einer guten Beute in eine Falle zu locken unternimmt."

„So willst Du Deinen Gesellschaftsvertrag auch bei diesem in Anwendung bringen?"

„Nein, aber ein ähnliches Experiment. Wir müssen vor Allem mit ihm bekannt werden. Meinst Du nicht auch?"

„Ich habe durchaus keine Lust," entgegnete Paul sich schüttelnd, „mit diesem Giftmischer an einer Tafel zu speisen."

„Warum nicht?"

„Weil er im Stande wöre, uns in einem Gläschen Bordeaux-Wein von seinem höllischen Tränklein zu kosten zu geben."

„Das würde er nur dann versuchen, wenn er irgend einen Grund hätte, uns in ein besseres Leben zu befördern. Da er uns aber so wenig wie unsere Absichten kennt, so scheint mir diese Gefahr völlig ausgeschlossen. Auch werden wir ihm zeitig seinen Geldbeutel mästen, daß er uns schon aus diesem Grunde wird leben lassen, um nach und nach so viel wie möglich aus uns herauszupressen."

„Wenn er aber den Zweck unseres Hierseins durch einen Zufall erfahren sollte?"

„Wie sollte dies geschehen? Wer weiß, daß wir hier in Calcutta sind? Niemand. Wir haben vor allen Dingen zwei Fälle zu entscheiden: Entweder ist dieser Smithwork ein gewöhnlicher Correspondent von Klimpson, so haben wir nichts weiter mit ihm zu schaffen; oder es ist ein richtiger Spießgeselle, der sein verruchtes Handwerk im Einverständniß mit Klimpson hier in Indien betreibt; in diesem Falle finden wir in ihm zweifellos die Lösung unseres Geheimnisses."

„Wohl möglich," bestätigte Paul, „nur müssen wir erfahren, welche von diesen Annahmen die Zutreffende ist."

„Um dies festzustellen," fuhr Jacques fort, „müssen wir vor allen Dingen den edlen Smithwork mit unserer Freundschaft beehren. Es wird uns wahrscheinlich jeden einige Tausend-Francs-Noten kosten, die wir in seine Hände legen müssen, und die wir, höchst wahrscheinlich, niemals wieder sehen werden. Bist Du bereit, ein solches Opfer zu bringen? Wir müssen uns das Vertrauen des Halunken zu erkaufen suchen."

„Wie viel wird es uns kosten?"

„Wohl zwanzig Tausend-Francs, einen Jeden zehn Tausend. Mit dieser Summe muß es uns gelingen;" fügte Jacques zuversichtlich hinzu, „und jetzt zur Ruhe, Freund! Zu unserem würdigen Freund Husband, der sich morgen sicher wieder für den verschwiegensten aller Sterblichen ausgeben wird."

Die Gastfreundschaft des Herrn Smithwork.

Eine sengende Gluth brannte am andern Morgen auf die Bewohner von Calcutta herab, und als Paul seinem Freunde den Vorschlag machte, Smithwork zu besuchen, da antwortete dieser, indem er sich den perlenden Schweiß von der Stirn wischte:

„Bei dieser Hitze wird unser Engländer zu Hause geblieben sein."

„Das glaube ich nicht," antwortete Paul, „sieh einmal dort hinüber."

Er schob den Vorhang auf die Seite und deutete auf die Straße hinab.

„Bei Gott, er ist es," rief Jacques, „ihm nach. Beginnen wir unsern Feldzug!"

Sie begaben sich eiligst auf die Straße und hätten auf ihrem Wege beinahe Mr. Husband überrannt, der sie zurückrief und kopfschüttelnd fragte:

„Ihr jungen Leute, seid Ihr toll?"

„Wieso?"

„Ihr geht bei dieser Hitze auf die Straße?"

„Wir müssen wohl. Die Geschäfte..." erwiderte Paul.

„Geschäfte? Es fällt heute keinem Menschen ein, an Geschäfte zu denken."

„Wir ausgenommen!"

„Bei dieser Hitze?" Sie sind wirklich zu beklagen!"

Sie überließen ihren Gastwirth seiner Verwunderung und schritten eiligst weiter.

„Das beweist mir nur, daß Smithwork dringende Geschäfte haben muß," sagte Paul.

Sie verfolgten die Richtung, welche Smithwork eingeschlagen hatte, doch ohne ihn zu sehen; sie dachten indessen, er werde sich auf sein Bureau begeben.

Auf ihrem Weg passirten sie den Hafen. Dort sahen sie, daß man das Schiff auslud, mit welchem sie am Abend vorher angekommen waren.

„Ich hab's," rief Jacques plötzlich aus, „Smithwork begiebt sich auf sein Bureau, um zu sehen, was die Post ihm von Europa brachte."

Nach Ablauf einer Viertelstunde erreichten sie das Haus, in welchem sie Smithworks Bureau vermutheten.

Ohne den Hausmeister zu befragen, stiegen sie die Treppen hinauf und suchten nach allen Seiten nach dem Namen Smithwork. In den verschiedenen Bureaus herrschte tiefstes Schweigen. Die Thüren waren größtentheils geöffnet; in den Magazinen und Arbeitszimmern waren nur einzelne Personen zur Aufsicht anwesend.

Im gleichen Zustande fanden die Freunde das Bureau Smithworks. Als sie in das erste Zimmer eingetreten waren, sahen sie Waarenballen umherliegen und in der Ecke einen Jungen, der fest eingeschlafen war.

„Wenn Smithwork heute in seinem Komptoir erscheint, muß ihn nothwendig ein lebhaftes Interesse getrieben haben," bemerkte Jacques.

„Er ist offenbar der einzige Geschäftsmann in ganz Calcutta, der in dieser Stunde bei der Arbeit ist," erwiderte Paul.

Sie hüteten sich, den jugendlichen Schläfer zu wecken, gingen leise durch einen Gang und zwei weitere Arbeitszimmer und gelangten an eine Thüre, wo sie folgende Worte lasen:

Smithwork. Privat Komptoir.

Mit einer Unbescheidenheit, welche Paul heimlich verurtheilte, beugte sich Jacques gegen die Thüre, und versuchte es, durch eine Spalte zu spähen. Smithwork saß mit dem Rücken gegen die Thüre an einem Tisch und las mit großer Aufmerksamkeit einen langen Brief. Von Zeit zu Zeit gab er lebhafte Zeichen der Verwunderung und des Zornes von sich. Er schlug sogar einmal mit der Faust auf den Tisch und sagte vernehmlich:

„Der Dummkopf! Der Dummkopf!"

„Ich habe so große Lust, zu wissen, was dieser Brief enthält," flüsterte Jacques, „daß ich versuchen werde, ihn im Lesen zu unterbrechen. Klopfe an die Thüre; indessen will ich ihn beobachten, bis er an die Thüre kommt."

Paul klopfte, worauf sich Smithwork schleunigst erhob. Wie er sich umkehrte, sah Jacques, daß er erschrocken war. Bevor er Antwort gab, steckte er hastig den Brief und eine Depesche in seine Tasche. Dann rief er endlich:

„Herein!"

Die beiden jungen Leute verbeugten sich tief.

Smithwork sah sie scharf an, als wollte er auf dem Grunde ihres Herzens lesen.

„Mit wem habe ich die Ehre, meine Herren?" fragte er.

„Mein Herr," entgegnete Jacques, „wir haben ohne vorherige Anmeldung an Ihre Thüre geklopft, weil Ihr junger Wächter in solch' gesunden Schlaf versunken ist, daß wir nicht den Muth fanden, ihn zu wecken."

„Zu dieser Stunde pflegt man hier zu Lande allerdings keine Besuche zu erwarten," antwortete Smithwork, „doch ich sehe mit Vergnügen, daß Sie von dieser Regel eine Ausnahme gemacht haben."

Jacques verbeugte sich und erwiderte, Paul vorstellend:

„Herr Paul Meerseins, hervorragende Persönlichkeit an der Pariser Börse."

„Und Sie, mein Herr?"

„Jacques Belizay ist mein Name."

„Darf ich den Zweck Ihres Besuches erfahren?"

„Mein Freund wollte mich auf einer Geschäftsreise in's Innere von Britisch-Indien begleiten......"

„Verzeihung," unterbrach ihn Smithwork, „sind Sie der gleiche, welcher vor einiger Zeit für ein großes Pariser Haus in unserem Lande Einkäufe besorgte?"

„Sehr wohl, mein Herr, der gleiche."

„Ich habe öfters in der vortheilhaftesten Weise von Ihnen sprechen hören."

Jacques verbeugte sich und schien von so viel Liebenswürdigkeit beschämt.

Smithwork wurde heiterer. Er bot den jungen Freunden Stühle an, worauf diese so unbefangen wie möglich Platz nahmen.

„Ich fühle mich durch Ihre Worte sehr geschmeichelt," bemerkte Jacques, „und schätze mich glücklich, Ihnen das Kompliment vollständig erwidern zu können, ohne die Grenzen der Wahrheit zu übersteigen. Es ist ja gerade der Eifer, mit welchem man Sie uns empfohlen hat, die Ursache unseres heutigen Besuchs."

„Und durch wen bin ich Ihnen empfohlen worden?"

„Von einem Ihrer besten Freunde in Paris, von Herrn Klimpson, wie auch von Lady Klimpson."

„Wirklich, Klimpson ist Ihnen bekannt?"

Der Engländer lächelte höhnisch, während Jacques erwiderte:

„Wir haben vor unserer Abreise mehrere Abende bei ihm zugebracht. Ich wollte selbst Herrn Klimpson um ein Empfehlungsschreiben bitten, doch fehlte uns beiden dazu die Zeit."

„Sie sind plötzlich abgereist?"

Ich dachte Anfangs, viel später hierher zurückzukehren. Die Ereignisse haben es anders gewollt. Verschiedene Forderungen, die ich an mein Geschäftshaus stellte, wurden mir verweigert; ich faßte hierauf den Entschluß, auf eigene Rechnung mein Glück zu versuchen, und wollte mich zuerst mit Klimpson associiren; doch haben sich unsere Bemühungen zerschlagen. Es herrschte zwischen uns eine Frage bezüglich der Kapitalanlage, über welche wir uns absolut nicht einigen konnten."

„Und Sie sind gekommen, um die ganze Sache selbstständig zu prüfen?"

„So ist es!" erwiderte Jacques mit Lebhaftigkeit.

„Wenn meine Verbindungen, meine Freunde und mein Einfluß Ihnen von Nutzen sein können, bin ich mit Vergnügen bereit, Ihre Sache zu fördern."

„Zu viel Liebenswürdigkeit!" entgegnete Jacques.

Sie plauderten hierauf von Geschäften, von Indien 2c., als plötzlich Paul die Unterhaltung unterbrach:

„Sie könnten uns vielleicht, werther Herr Smithwork," sagte er, „über die Deponirung unseres Geldes einen guten Rath ertheilen."

Der Engländer wandte sich aufmerksam dem Fragenden zu.

„Ja," fuhr dieser fort, „wir wollen nur das allernöthigste Geld auf unserer Reise in das Innere Hindostans mit uns nehmen; wir müssen daher unser übriges Geld in Kalkutta zurücklassen."

„Wieviel?" fragte Smithwork lebhaft.

„Ein jeder von uns hat für die Rückreise und sonstige unvorhergesehene Fälle die Summe von zehn Tausend Francs auf die Seite gelegt. Wenn Du meiner Ansicht bist, Jacques, so wollen wir das Geld bei Herrn Smithwork zurücklassen."

Jacques erklärte, daß in ganz Kalkutta kein liebenswürdigerer und ehrenhafterer Mann zu finden sei, als Mr. Smithwork; darauf öffnete er seine Brieftasche, um seine Zehn Tausend Francs herauszunehmen.

Paul that desgleichen, und die zwanzig Tausend Francs wurden dem Engländer übergeben.

Von Neuem richtete Smithwork seine stechenden Augen auf seine neuen liebenswürdigen Kunden, welche ihm so bereitwillig eine so hohe Summe anvertrauten.

Er betrachtete und befühlte die Banknoten.

Jacques beobachtete ihn aufmerksam. Trotz seiner äußeren Ruhe glänzten die Augen des Engländers vor innerer Gier. Jacques, der ihn noch mehr reizen wollte, sagte:

„Wir haben bei uns behalten, was wir brauchen, um bis in's Thal von Kaschmir zu gelangen. Haben Sie dort einen Geschäftsfreund, welcher uns auf eine Anweisung von Ihnen diese Summe ausbezahlen könne, sobald wir dort ankommen werden?"

„Versteht sich, meine Herren."

„So ist Alles gut. In etwa vierzehn Tagen sind wir in Kaschmir. Mit Ihrem Briefe werden wir unsere Reise fortsetzen können, und wir werden dabei nicht Gefahr laufen, unsere Werthe unterwegs zu verlieren. Jetzt noch ein zweiter Punkt. Unsere Familien werden uns in wenigen Tagen die gleiche Summe schicken; da wir indeß vor dem Eintreffen des Geldes Kalkutta schon verlassen haben werden, so wollen wir einen Brief nach Frankreich senden, damit das Geld an die Adresse des Herrn Smithwork gelangt."

„Sie vertrauen mir mithin die Summe von vierzig Tausend Francs?"

„Ja, vierzig Tausend Francs."

„Ich will Ihnen sofort einen Empfangsschein auf die ersten zwanzig Tausend ausstellen."

„Oh, der Wechselbrief auf Kaschmir wird uns vollständig genügen."

„Gut, ich werde ihn schreiben."

Smithwork setzte sich an seinen Schreibtisch und setzte unverzüglich den Wechselbrief auf, welchen Jacques verlangt hatte. Er zeigte ihn den Freunden, las ihn mit lauter Stimme und überreichte ihn Jacques, nachdem er ihn vorher mit einem Umschlag versehen hatte.

„Ich hoffe, meine Herren," sagte er hierauf, „daß Sie Calcutta nicht sofort wieder verlassen werden?"

„Wir bleiben einige Tage hier, um auszuruhen und neue Kräfte für unsere Reise zu sammeln."

„So werden Sie mir in dieser Zeit selbstverständlich die Ehre geben, Sie als meine Gäste betrachten zu dürfen," versetzte Smithwork in verbindlichstem Tone.

Jacques und Paul verbeugten sich und schienen äußerst erfreut.

„Ich wage nicht," fuhr der Engländer fort, Sie aufzufordern, Ihr Hotel zu verlassen, gewiß sind Sie bei Mr. Husband abgestiegen?"

„So ist es."

„Doch werde ich Sie in mein Landhaus am Ganges zu Tische bitten."

Die Freunde hatten diese Einladung erwartet, und da sie ihre Absichten vorerst erreicht hatten, verabschiedeten sie sich und verließen Smithwork's Bureau.

„Weh! Unsere zwanzig Tausend Francs," seufzte Paul, als sie auf der Straße angelangt waren, „ich nehme Abschied von ihnen auf Nimmerwiedersehen!"

„Hast Du bemerkt," entgegnete Jacques, „mit welchem Eifer er mich drängte, den Brief nach Frankreich zu senden?"

„Bei Gott, ja," erwiderte Paul, „sobald wir diesen Brief absandten, hielt er uns fest; er brauchte uns nur ein Gläschen von seinem Portwein einzuschenken......und er konnte die erhaltenen zwanzig Tausend sammt den noch in Aussicht stehenden vierzig Tausend gemächlich auf sein „Haben" schreiben."

„Ohne Zweifel ein praktischer Mann," entgegnete Jacques, „sollen wir ihm dafür grollen?"

„Ganz richtig, er ist ein Erzhalunke; doch daraus braucht man noch nicht zu schließen, daß er der Mithalunke Klimpsons ist, mit anderen Worten, daß es der ist, den wir suchen."

„Man sieht, Du bist ein Nordländer, lieber Paul, und fehlt es Dir, wie allen diesen, an Geduld."

Du möchtest gerne, daß Dir Alles mit einem Male zufliegt. Nur Muth! diesen Abend werden wir mit ihm speisen! ......Was kannst Du für den Augenblick noch mehr verlangen?"

Sie begaben sich in ihr Hotel zurück and kleideten sich mit ausgesuchtester Eleganz, da sie wohl wußten, daß der Engländer auch unter den heißesten Tropen die strengsten Formen wahrt.

Es dämmerte bereits, als Smithwork durch den Hof des Hotels schritt.

„Sollen wir den Empfangsschein mit uns nehmen?" meinte Paul.

„Es wird gut sein," entgegnete Jacques, „ich habe nur geringes Vertrauen zu dem Volke, das uns hier bedient."

„Noch weniger Vertrauen setze ich in unseren Wirth, der uns diesen Abend an seiner Tafel bewirthen will."

„Du hast Recht; da indessen der Schein diese geheime Tasche nicht verlassen wird....." dabei zeigte Jacques durch einen Schlitz seines Untergewandes eine Weste von dem feinsten Linnen. Es ist eine Erfindung des armen Jean Farades; er hat mich auf dieses Kleidungsstück aufmerksam gemacht, das keine Wärme verursacht und vor den Gefahren der Ausdünstungen schützt, welche hier zu Lande üble Folgen haben können. Wer uns das Schriftstück auch stehlen will, wird schwerlich daran denken, es hier zu suchen."

Smithwork klopfte an die Thüre.

Die Freunde öffneten und begrüßten Smithwork auf's Freundlichste.

„Warum diese Umstände?" sagte dieser auf die Gewänder deutend, „warum der feierliche Anzug?"

„Wir waren es Ihnen schuldig."

„Wenn Sie wichtige Papiere haben," fügte Smithwork vertraulich hinzu, „so lassen Sie dieselben ja nicht hier. Man kann nicht wissen......"

„Wir haben uns vorgesehen," entgegnete Jacques.

Sie verließen das Haus und verfolgten die Straße nach dem Hafen.

„Meine Villa liegt auf der anderen Seite des Stromes," sagte Smithwork, „wir werden in meiner Gondel hinüberfahren; sie liegt nicht weit vom Quai."

Als sie am Ufer angelangt waren, zeigte er auf ein elegantes Fahrzeug, welches am Ufer des Ganges lag und ein weißes Zeltdach trug, auf dem sich der Buchstabe S in rother Farbe auf goldenem Grunde weit sichtbar abhob. Eingeborene, in weiße Gewänder gehüllt, führten die Ruder. Am vorderen Ende saß der Führer, in welchem die Freunde sofort jenes Individuum wiedererkannten, welches in vergangener Nacht Smithwork bei seiner nächtlichen Expedition begleitet hatte.

„Ganz wie in den Kanälen von Venedig," bemerkte Paul.

Smithwork forderte zum Einsteigen auf und alle drei lagerten sich dann auf den weichen, sammtenen Kissen. Die Unterhaltung wurde mit Lebhaftigkeit geführt und hatte meistens die indischen Sitten und Gebräuche zu ihrem Gegenstande.

Die Gondel glitt leicht und lautlos zwischen den vielen vor Anker liegenden Fahrzeugen hindurch, und allmälig entschwanden die Häuser und die Paläste des Ufers den entzückten Blicken der Freunde.

Unwillkürlich ließen sich Jacques und Paul durch die unbeschreibliche Anmuth dieser ganzen Fahrt hinreißen, und erst, als sich die Gondel dem andern Ufer näherte, erwachten sie aus ihrem süßen Dahingesunkensein.

Die Gondel hielt sich indessen von der Landungsbrücke entfernt. Jacques bemerkte dies.

„Ich wohne ziemlich außerhalb Calcutta," erklärte Smithwork.

Man sah jetzt nur noch indische Barken vorübergleiten und der allgemeine Landungsplatz war den Blicken der Freunde längst entschwunden, als Smithwork endlich bemerkte, daß man angelangt sei.

Dabei erhob er sich in solch' ungestümer Weise, daß das Zeltdach, unter welchem Jacques und Paul Platz genommen hatten, über deren Köpfe zusammenbrach. Smithwork selbst befreite sich leicht von dem Segeltuch, während sich die Freunde immer mehr in dem Segel- und Tackelwerk des Schiffchens verwickelten.

„Geduld!" rief Smithwork, „man wird Sie gleich befreien."

In diesem Augenblick verspürten die Freunde ein bedenkliches Schwanken des Fahrzeuges und sie hatten das Gefühl, als verschlimmere sich ihre Lage nur noch mehr unter den helfenden Händen der Schiffsleute. Sie machten mit einem Mal eine gewaltsame Anstrengung, um von sich zu werfen, was auf ihnen lastete.

(Fortsetzung folgt.)

Wollte Wittwe sein

Im October vorigen Jahres kam Miß Lilly F. Brown in Oakland, Californien, in den Besitz von $50,000, welche ihr von ihrem Vater vererbt worden waren. Sie freute sich ganz königlich über diesen großen Haufen Geld und faßte den Beschluß, von jetzt an „recht lustig" zu leben. Nur that es ihr leid, daß die gesellschaftliche Etiquette ihr manche Freiheiten verbot, die sie gern genossen haben würde.

Als sie im „Brunswick House" in Oakland „boardete," machte sie einer ihrer Freundinnen, einer Wittwe, die sich gleichfalls in diesem Hotel aufhielt, den Vorschlag, mit ihr gemeinsam eine Vergnügungsfahrt nach dem Yosemite-Thal zu unternehmen. Die Wittwe ging darauf bereitwilligst ein, meinte aber, es würde viel schöner sein, wenn sie Beide als Wittwen die Fahrt unternehmen könnten. Sie würde alsdann in ihrem Auftreten viel ungenirter sein. „Eine Wittwe," so sagte sie, „kann überall hin, wo sie nur will, und Liebschaften und Spaß haben, ein junges unverheirathetes Mädchen muß jedoch in ihrem Auftreten sehr vorsichtig sein."

Miß Brown seufzte. „Ja, wenn man nur Wittwe sein könnte, ohne sich erst den Müh'alen des Ehelebens unterworfen zu haben," klagte sie.

Ein Freund, Capt. Richard Aggar, der mit seiner Frau gleichfalls in dem Hotel wohnte, wurde von den Damen ins Vertrauen gezogen. Er begriff die Geschichte vollkommen und war unhöflich genug, laut aufzulachen. „Wenn es nur darauf ankommt," sagte er, dann kann Uebelstande leicht abgeholfen werden. Es giebt in San Francisco zu jeder Zeit Hunderte von Männern, welche im Sterben liegen. Ich werde Ihnen einen solchen Mann verschaffen, Miß Brown."

Das Mädchen, welches gern Wittwe werden wollte, war über den Vorschlag ihres Freundes ganz entzückt. Sie gab ihre sofortige Zustimmung zu dem Plane, und der Capitän machte sich auch unverzüglich auf den Weg, um sein Versprechen zu erfüllen. Er begab sich zu seinem Freunde Dr. Anson A. DuPuy und theilte demselben mit, um was es sich handle.

„Einen solchen Mann habe ich gerade auf Lager," sagte der Arzt. „Es ist Frank McKee, ein junger Buchdrucker, der an der Schwindsucht leidet und bereits an der Schwelle des Todes steht. Ihre Freundin muß sich jedoch beeilen, wenn sie seine Wittwe werden will, sonst stirbt er ihr unter der Hand. Ich glaube kaum, daß er noch zwei Tage leben wird."

Schon am nächsten Morgen wurde die Trauung in der Office des Arztes durch einen Friedensrichter vorgenommen. Der „Bräutigam" ließ Alles geduldig mit sich geschehen. Er war so schwach, daß er während der Ceremonie fast vollständig das Bewußtsein verlor und im Wagen nach Hause gebracht und dort in's Bett gelegt werden mußte.

Die „junge Frau" wartete ungeduldig auf den Tod ihres Gatten. Sie war nicht geizig gewesen und hatte ihm $1000 in baarem Gelde gegeben, damit er seine letzten Lebensstunden sich nach eigenem Gefallen verschönern könne. Das — für ihn — viele Geld übte indessen eine merkwürdige Zauberkraft aus. Es schien beinahe, als ob dasselbe für seine Krankheit wirksamer wäre, als die gesammte Medicin des gelehrten Herrn Doctors. Er dachte nicht mehr an den Tod. Seine Frau war jung und hübsch, er hatte die Tasche voll Geld war es da nicht Unsinn, zu sterben? Es fiel ihm dies nicht einmal im Traume ein. Als richtiger Jünger der schwarzen Kunst lebte er nun lustig in den Tag hinein. Mit jedem Tage steigerte sich sein Wohlbefinden, und er wurde zusehends dicker und fetter. Das „irdische Thränenthal", das er noch vor Kurzem in verzweifelter Resignation hatte verlassen wollen, war jetzt für ihn mit einer lieblichen Morgenröthe angehaucht.

Nur seine Frau machte ihm Kummer: sie ging ihm geflissentlich aus dem Wege. Nach einigen Wochen traf er sie zufällig auf der Straße. In schwärmerischen Worten erklärte er ihr, daß er sie aus ganzem Herzen liebe, und daß es ihn zum Glücklichsten aller Sterblichen machen würde, wollte sie mit ihm ihr Leben theilen. Sie wies das Anerbieten kalt und schnippisch zurück, erklärte sich aber gern bereit, ihn bis zu seinem Tode mit Geld zu unterstützen, wenn er das Geheimniß ihrer Ehe an Niemand verrathen wolle. „Leider" erhielt dennoch ein „schlechter Mensch" Kenntniß von ihrem Verhältniß zu dem schwindsüchtigen Setzer und drohte ihr mit Verrath, wenn sie ihm das Geheimniß nicht mit Geld abkaufen würde. In ihrer Angst wandte sie sich an einen Advokaten und suchte bei ihm Hilfe. Er mußte ihr eingestehen, daß er ihr nicht helfen könne. So lange „ihr Mann" lebe, sei sie seine Frau und dürfe die ihr so unliebsame Last nicht von ihren Schultern laden.

Eines Tages saß Mrs. McKee, wie sie jetzt heißt, ruhig in ihrem Zimmer, als an die Thüre desselben bescheiden angeklopft wurde. Ihr Gatte trat ein und warf auf sie einen traurigen, vorwurfsvollen Blick. Seine Frau zog sich ärgerlich einige Schritte zurück. „Was wollen Sie hier?" fragte sie ihn mit eisigem Tone.

Der arme Mann wollte antworten, doch wurde er von einem heftigen Husten überfallen, der ihn fast zu ersticken drohte. Der Husten war Musik in den Ohren der Frau, und ihre Augen leuchteten schadenfroh auf. Die Freude war jedoch nur von kurzer Dauer. Es stellte sich heraus, daß der Hustenanfall nur durch ein Primchen Tabak verursacht war, das sich dem jungen Ehemanne in die „unrechte Kehle" verirrt hatte.

„Ich wollte Ihnen nur sagen," sagte McKee in versöhnendem Tone, „daß ich die Geschichte von unserer Heirath gewiß nicht in die Zeitungen gebracht habe. Das haben andere Leute gethan."

Mit einem Ausdrucke des Unwillens ließ sich die Frau auf ein Ottomane nieder. „Also schon die Zeitungen wissen von meinem unglückseligen Verhältnisse zu erzählen?" sagte sie.

Der Mann war entschieden interessant. Um sein blasses, von der Krankheit entstelltes Gesicht ringelten sich krause, schwarze Locken, und seine dunkelbraunen Augen hatten einen feuchten Glanz. Trotzalledem würdigte ihn seine Frau kaum eines Blickes.

Eine lange Pause folgte, in welcher beide Gatten sich in tiefes Stillschweigen hüllten. Der Kranke heftete seine Blicke lange und eindringlich auf die schlanke und elegante Frauengestalt, welche ihm gegenüber auf der Ottomane ruhte. Hätte sie die Sprache seiner Augen verstehen wollen, so würde sie vielleicht weichherziger geworden sein, sie unterließ es aber geflissentlich, ihm in das kummervolle Antlitz zu schauen.

Schließlich wurde das lange Stillschweigen sogar dem verliebten Schwindsüchtigen peinlich. Er erhob sich reichte seiner ihm gesetzlich angetrauten Frau die Hand zum Abschiede und sagte leise: „good bye."

Mit kalter Stimme antwortete sie auf den Gruß, machte jedoch keine Bewegung, um auch ihre Hand in die seine zu legen. Schweigend verließ er das Zimmer und begab sich in seine Wohnung zurück. Seine „Frau" wartet aber bis auf den heutigen Tag noch auf seinen Tod.

Verschiedenes.

— In einem politischen Processe, der kürzlich in Moskau verhandelt wurde, stand auch der Student der Medicin, Fedor Sowarow, unter schwerer Anklage vor Gericht. Der junge Mann hatte sich mit der Fabrication von Dynamit befaßt, er war ertappt worden, als er eben einige Bomben im Palais des Grafen Kattow vergraben wollte. Bei dieser Arbeit belauschte ihn des Grafen Töchterlein, Lydia, die als Zeugin gegen ihn vernommen wird. Die junge Dame, die wohl wußte, daß auf eine falsche Zeugenaussage in dieser Angelegenheit Sibirien stünde, sah sich genöthigt, den jungen Mann durch ihre Aussagen so zu belasten, daß dieser zu zwanzig Jahren Arbeit in den Bergwerken verurtheilt wurde. Als Lydia das Urtheil sprechen hörte, brach sie ohnmächtig zusammen, doch als echte Russin beschloß sie, das Aeußerste zu versuchen; sie verkaufte heimlich die Familien-Diamanten und verhalf, indem sie drei Gefängnißwärter und sechs Kosaken bestach, den Verurtheilten zur Flucht. Als Diener verkleidet, begleitete sie ihn nach Zürich, um sich da, wie sie anfangs beabsichtigte, in ein Kloster zurückzuziehen. Allein Gott Amor hatte es anders beschlossen: Die Liebe erfaßte die Beiden und vor einigen Tagen wurde der junge Nihilist seiner Retterin angetraut. Wenn er auch jetzt noch nihilistische Gedanken bekommt, dann ist ihm freilich nicht zu helfen.

— Ein junger englischer Offizier, welcher in Begleitung eines Kameraden bei den Pyramiden jagte, verwundete unvorsichtiger Weise einen Knaben, der Vater kam hinzu, ein Streit entspann sich, die Umstehenden fielen über die beiden englischen Offiziere her und mißhandelten sie. Da machte der eine von seiner Waffe Gebrauch und tödtete den Vater des verwundeten Knaben durch einen Schuß in den Hals. Die Fellachen banden nun die beiden Engländer und brachten sie unter erneuerten Mißhandlungen nach den Mudirieh, welche sie an ihr Regiment auslieferten. Der Kommandeur desselben setzte eine Kommission ein, welche den Fall prüfte und die Angreifer unter den Fellachen zu 6 Monaten Zuchthaus, bezw. zu 20—50 Peitschenhieben verurtheilte; letztere Strafe wurde an dem Orte, wo der Angriff stattgefunden hatte, von englischen Soldaten, die 100 Mann stark sich dorthin begeben hatten, vollzogen. In einer Anrede, welche Colonel Tulloch, der die Abtheilung befehligte, hielt, warnte er die Fellachen, sich ähnliche Excesse zu Schulden kommen zu lassen, widrigenfalls die Strafe bei weitem härter gewählt werden würde. Die Mannschaft des Regimentes, welcher die beiden Offiziere angehörer, hat der Wittwe des Erschossenen einen Tag Löhnung zukommen lassen, ebenso haben die Offiziern zu einem Geschenke Geld beigesteuert.

— Ein Berliner Blatt, welches stets eine ganz besonders demüthige Loyalität zur Schau zu tragen beflissen ist, leistete sich neulich folgende herzerfrischende Anekdote: „Fürst Bismarck spielt nicht blos die erste Geige im europäischen Conzert — auch die Drehorgel weiß er zu führen. Das mag ein Bild gewesen sein, das seinen eigenen Werner verdiente, als nämlich der eiserne Kanzler einen Moment lang zum wirklichen Drehorgelkünstler wurde, ohne freilich die Benefizien dieses minimen Standes mit in den Kauf zu nehmen. Die Anekdote kommt auf dem Umwege über England, wo sie mit allen Zeichen der Wahrscheinlichkeit wie folgt colportirt wird: „Vor Kurzem wurde im Hause des Prinzen Wilhelm der Geburtstag eines seiner Söhnchen gefeiert, und auch Fürst Bismarck stellte sich bei dieser Gelegenheit mit einem Geschenke, mit einer Drehorgel ein. Einige Tage später kam der Reichskanzler ins Palais, und nachdem der kleine Prinz ihm gedankt, klagte er dem Fürsten, „er könne nicht viel drehen, weil ihn die Arme schmerzen, der Fürst möge ihm doch einmal selbst was vorspielen." Der Kanzler tritt zur Orgel und beginnt mit solchem Schwunge zu werkeln, daß sämmtliche Prinzen des Hauses herbeieilten und entzückt den energischen Klängen lauschten. Die Kleinen begannen auch bald nach den Klängen der Orgel zu tanzen, und bei diesem Anblick meinte Prinz Wilhelm, der Vater, lächelnd zum Reichskanzler: „Es ist doch merkwürdig, auch dieser kleine Zukunftskaiser tanzt schon nach Ihrer Pfeife."

— In einer großen englischen Fabrik, in der mehrere hundert Arbeiter beschäftigt waren, ließ einer derselben beim Schwingen des Hammers diesen achtlos aus der Hand gleiten. Der Hammer flog über den halben Raum hinweg und traf einen anderen Arbeiter ins linke Auge. Der Mann behauptet nun, daß sein Auge durch den Schlag erblindet sei und blieb auch dabei, obwohl eine genaue Untersuchung nicht die mindeste Verletzung, nicht einmal eine Hautritzung zu konstatiren vermochte. — Er machte eine Klage auf Entschädigung des Verlustes der Hälfte der Sehkraft anhängig und wies alle Vermittelungsversuche zurück. Nach dem Gesetz ist der Inhaber der Fabrik für Unfälle solcher Art verantwortlich. Der Tag der Verhandlung kam heran, vor dem Gerichtshofe untersuchte ein von der Vertheidigung zugezogener Augenarzt das angeblich verletzte Glied und gab sein Gutachten dahin ab, daß es ebenso gesund sei als das rechte Auge. — Der Kläger protestirte hiergegen und betheuerte, daß er auf dem linken Auge nichts sehen könne, der Augenarzt aber überführte ihn als Lügner und überführte hiervon auch den Gerichtshof und die Geschworenen durch eine Probe auf den Lehrsatz der Farbenlehre: grün und roth geben schwarz. Er präparirte eine schwarze Karte, auf welcher einige Worte mit grüner Tinte geschrieben waren, dann ließ er dem Kläger eine Brille mit zwei verschiedenen Gläsern aufsetzen, einem rothen für das rechte (gute) Auge und einem gewöhnlichen für das linke (erblindete) Auge und nun hieß er ihn die Schrift auf der Karte zu lesen. Da er dies sofort that, lag der Betrug offen zu Tage. Das gesunde echte Auge konnte durch das rothe Glas die grüne Schrift von dem schwarzen Grunde nicht unterscheiden, folglich mußte der Kläger die Schrift mit dem angeblich erblindeten Auge gelesen haben.

— Aus Paris wird berichtet: In der französischen Akademie der Wissenschaften theilte Dr. Jämes merkwürdige Fälle von Opiumsucht bei Affen und Katzen mit. Die betr. Thiere lebten in der Gesellschaft von Opiumrauchern und hatten dermaßen Geschmack an dem Rauch des Einschläferungsmittels gefunden, daß sie kaum erwarten konnten, bis ihr Herr ausgeraucht hatte, um sich gierig auf den Rest, der im Pfeifchen geblieben war, zu stürzen und ihn zu verschlingen. Sie waren durch die Gewohnheit in dieselbe Lage gekommen, wie die Leute, die sich Morphium unter die Haut zu spritzen pflegen; wenn sie in Folge der Abwesenheit ihres Herrn ihre tägliche Ration Opium entbehren mußten, so verfielen die Thiere nach 5 oder 6 Tagen in einen unbehaglichen, trägen Zustand, aus welchem sie nur durch die Rückkehr zum Opiumgenuß herausgerissen werden konnten. Uebrigens hat man auch bei Thieren, die in Minium- und Bleiweißfabriken leben, dieselben Bleivergiftungserscheinungen beobachtet, wie bei den Arbeitern der betreffenden Fabriken.

Wann es Zeit ist.

Ein Thor, wer an die Zeit sich bindet,
Und stets die Uhr zu Rathe zieht,
Der lauschet, wann die Glocke kündet:
Jetzt hab' ich Durst und Appetit.
Der Narr! Ob früher oder später
Das Glas gefüllt, der Tisch gedeckt—
Vernünftig ist es, daß ein Jeder
Dann ess' und trinke, wann's ihm schmeckt.
In der Kanzlei, zur trock'nen Wäsche
Eilst Du — gemach! Glaub' mir auf's Wort:
Es sind die Akten keine Frösche—
Sie hüpfen Dir gewiß nicht fort;
Doch merke: Ist von Deinem Munde
Ein hübsches Frauenbild nicht weit—
Dann ist's fürwahr auf die Sekunde
Zu küssen sie die höchste Zeit.

Crassus.

Zu viel des Guten.

Von einem Hamburger Sängerverein sind kürzlich 19 verschiedene Kompositionen des „Erlkönig" zum Vortrag gebracht worden.

Was Wunder, wenn schließlich die gesammte Hörerschaft sich in der Lage des Vaters befand, dem es bekanntlich graus't!

* * *

Wie übel müssen Herrn Deroulede seine eigenen Landsleute mitgespielt haben, wenn er selbst nicht mehr mitspielen will!

An einen schnell berühmt gewordenen Mann.

Schon zeigte Frankreich ruhig Blut,
Nun wächst ihm aber neu der Muth,
Es rasselt mit dem Säbele
Und kam durch Dich in arge Wuth,
O Schnäbele!

Von Boulanger, dem General,
Und von dem Generalfeldmarschall
Herab bis zum Feldwebele
Sind sie aus Rand und Band total,
O Schnäbele!

O grande nation, nimm Dich in Acht,
Daß Dich gereizt am Rhein die Wacht
Nicht wiederum vermöbele;
Sprich, hast Du daran schon gedacht
O Schnäbele? (Ulk.)

Im Mai, im holde Maie.

Im Mai, im holde Maie,
Wo Alles knospt und blüaht,
Do hat's au' in mein' Herzle
Von Duft und Blüathe g'sprüaht.

Im Mai, o Gott, im Maie
Ist trete' ein a' Frost,
Dear hat d' Bäum' ihre Blüathe,
Meim' Herz sein' Früahling 'kost't.

— Eine Kühlung. Ein kranker Bauer schickte sein Weib in die Stadt zum Arzt, damit dieser ihm etwas gegen das hitzige Fieber verschreiben möchte. Dieser verschrieb ihm einige kühlende Mittel und wies das Weib an, das Recept in der Apotheke machen zu lassen. Das Weib fragte den Arzt, was sie in der Apotheke bekäme und als sie hörte, daß man ihr eine Kühlung geben würde, dachte sie im Fortgehen bei sich selbst: Na, dös wär gescheut, a Kühlung beim Apotheker zu kaufen, da geh' i lieber zum Metzger, der giebt's billiger."—Gesagt, gethan. Unglücklicherweise hatte aber der Fleischer keine Kuh-, wohl aber eine Ochsenlunge. Die Frau dachte, es bliebe sich wohl gleich, und nahm die Lunge mit nach Hause. Hier kochte sie dieselbe mit einer sauren Sauce und setzte sie dem Kranken vor. Als nun dieser beim ersten Versuche mehr als die Hälfte verzehrte, hielt ihn die Frau zurück und sagte: „Hörst Toni, der Doktor hat g'sagt, du sollst die Kühlung nett af amal nehme, sondern alle Stund nur a Löffel voll. Der Kranke kehrte sich aber nicht daran, sondern aß die ganze Lunge auf und—wurde gesund. Der Arzt erhielt fünf Mark und einen Schinken für die glückliche Cur.

— Schlechtes Geschäft. Der Nathan Hecht hat eine Uhr um den Preis von 3 Mark gehandelt und dieselbe seinem Sohne Anschel zum gewinnbringenden Wiederverkauf mit dem Bemerken überlassen, er werde ihm behilflich sein, die Uhr an den Mann zu bringen. Anschel trifft im Wirthshaus einen Gesellen, dem er die Uhr zum Preise von 6 Mark vergeblich aufzuschwätzen sucht. Der scheinbar zufällig hinzukommende Vater bemerkt: „Was, for solch' e' feine Uhr sollen sein 6 Mark zu viel! Ich geb' 7 Mark — ich geb' 8 Mark for se!" — Anschel (freudestrahlend): „Ette, da hast se!"

— Erbsünde. Bei einer Schulprüfung w[illegible] die Frau Pastor anwesend. Unter Anderem fragte der Lehrer ein Kind, wer wohl zuerst gesündigt habe, Adam oder Eva. Als hierauf die Antwort nicht prompt erfolgte, versuchte die Frau Pastor verstohlen dadurch einzuhelfen, daß sie mit dem Finger auf sich deutete. Schleunigst war nun das Kind mit der Antwort da: Die Frau Pastor hat zuerst gesündigt.

— Nicht das ganze Alphabet. A.: Aber Herr Baron, ich werde irre an Ihnen! Warum wollen Sie denn die Verlobung mit Fräulein v. Braunfels aufheben? „Sie haben doch A gesagt und werden nun auch B sagen müssen. B.: Alles, was Sie wollen, mein Lieber. Ich werde B sagen, auch allenfalls noch C nnd D; aber niemals — Eh'!

— Aus dem Eheleben. „Wach doch auf, Dein ewiges Sprechen im Schlafe genirt mich!" — „Nein, das ist doch zu arg, bei Tag läßt Du mich nicht zu Worte kommen, und jetzt gönnst Du mir also nicht einmal das Reden in der Nacht mit mir selber."

— Der jähzornigr Papa. Lieschen: Tante, denke, Papa war heute so böse, daß er den Teller an die Wand — Fritz (leise): Aber Lieschen, Mama hat ja verboten davon zu sprechen. Lieschen (sich fassend): Ja so böse, daß er den Teller an die Wand hat — fallen lassen.

— Pech. Erster Künstler: Ah, Herr Schnellbach, Sie haben ja ein Bild verkauft zur Verloosung: „Sandgrube am Oberharz". Zweiter Künstler: Ja, ich habe aber das Pech gehabt, es wieder zu gewinnen. Erster Künstler: Da sehen Sie, wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

— Aus dem Gerichtssaal. Angeklagter, der in den Gerichtssaal geführt wird, fängt, als er lauter junge Richter und Geschworene sieht, zu zittern an.—Vorsitzender: Angeklagter, warum zittern Sie?—Angeklagter: Nun, soll ich vielleicht nicht zittern vor dem jüngsten Gericht?

— Kunstgefühl. „Sagen Sie 'mal, was spielt denn da Ihr gnädiges Fräulein eigentlich?" — „Die phantasirt meistens." — „So — was ist denn das: phantasiren?" — „Das heißt, sie giebt ihren Gefühlen auf dem Pianoforte Ausdruck." — „Na, da muß sie gerade jetzt ihren Mordszorn haben."

— Heutige Jugend. Junger Mann: Ich sage Ihnen, meine Großmutter hat eine vortreffliche Constitution, sie ist nie krank, ißt mit ausgezeichnetem Appetit und schläft 12 Stunden. Dabei ist sie stets heiter und guter Laune ...... ach Gott! Wenn ich so jung wäre wie meine Großmutter!